

«Proben und Auftritte sind das Dessert»

Der Musiker und Dirigent Stefan Albrecht ist seit 20 Jahren in Innerschwyz tätig. Er führt erfolgreich den hohen Standard im Chor- und Orchesterwesen weiter, den sein Vater Roman Albrecht aufgebaut hat.

MIT STEFAN ALBRECHT SPRACH
JOSIAS CLAVADETSCHER

Sie sind in einem Elternhaus mit viel klassischer Musik aufgewachsen. War das prägend?

Das kann man sicher so sagen.

Gab es auch Druck, sich mit klassischer Musik zu befassen und ein Instrument zu erlernen?

Es gab vielleicht eine Art sanften Zwang. So wie wir jetzt bei unseren Kindern auch darauf schauen, dass sie üben. Aber ich habe von meinem Vater nie gehört, dass ich Musiker werden soll oder dass er erwarte, dass ich seine Arbeit fortsetze.

Wann haben Sie denn selber den Weg in Richtung Musik eingeschlagen?

Am Gymnasium habe ich gespürt, dass das eine Möglichkeit wäre. Ich habe natürlich schon als Fünfjähriger mit der Geige angefangen und dann immer in den Orchestern mitgespielt. Ich bin regelrecht in alles hineingewachsen.

Ihr Vater, Roman Albrecht, hat die Musikszene in Innerschwyz über mehr als 40 Jahre geprägt. Wäre er enttäuscht gewesen, wenn bei Ihnen kein musikalisches Talent vorhanden gewesen wäre?

Nein, ich glaube nicht. Aber umgekehrt war er natürlich stolz, dass vier von seinen fünf Kindern Berufsmusiker geworden sind. Er hat aber überhaupt nie irgendwelche Erwartungen ausgedrückt. Vielleicht hätte er damit sogar das Gegenteil bewirkt, wenn wir Kinder dann in Opposition getreten wären. Er hat uns die Musik vorge-

«Es ist hervorragend, was hier geboten wird.»

lebt. Es war einfach selbstverständlich für uns, aber nicht in dem Sinne, dass wir einen anderen Weg nicht hätten gehen können oder dürfen.

Alle Kinder sind Streicher?

Ja. Ich habe auch zuerst Violine und Viola gespielt. Dann wurde bei mir aber die Orgel das Hauptinstrument.

Kam ein Blasinstrument nie infrage? Das wäre sicher kein Problem gewesen. Mein Vater hat sich aber einmal geäussert, dass ich schon als Kind immer so rein gesungen habe, dass eigentlich die Geige das richtige Instrument gewesen sei. Ein Streichinstrument setzt ein noch besseres Gehör voraus als ein Blasinstrument oder ein Klavier. Wenn man im Geigenspiel mit dem Griff nur leicht verrutscht und es nicht hört, dann ist es sofort nicht gut.

Sie haben ein Studium in Kirchenmusik absolviert. Warum nicht symphonische Musik oder Solist?
Das Spiel im Orchester, im Ensemble, hat mir zwar immer sehr gefallen. Ich habe dort aber bald von Geige auf Bratsche gewechselt, weil es nicht mein Ding war, pro Tag fünf bis sechs Stunden zu üben. Darum habe ich begonnen, selber Klavier zu lernen. Übrigens autodidaktisch, ich habe in meinem Leben keine einzige Klavierstunde gehabt. Dann habe ich auf Orgel gewechselt und Stunden genommen. Der Grund war eigentlich, dass das Ganze mich mehr interessiert hat als eine Einzelstimme im Orchester.

Warum Kirchenmusik?

Wegen der Orgel, sie ist derart eng mit der Kirche verbunden. Mit Ausnahme vielleicht von einem Konzertsaal stehen alle Orgeln in Kirchen.

Zur Person

Name: Stefan Albrecht
Wohnort: Brunnen
Geburtsdatum: 18. Februar 1962
Beruf: Musiker
Hobbys: Sportfan, Musik
Lieblingessen: ein zartes Steak
Lieblingsgetränk: Wein
Lieblingsferienort: wo es schön ist, Berg- und Flusslandschaften
Lieblingstier: keines



Stefan Albrecht steht in der Familientradition: Er ist seit 20 Jahren in der Region tätig, Vater Roman Albrecht war es mehr als 40 Jahre lang.

Bild Josias Clavadetscher

Ist die Orgel wirklich die Königin der Instrumente?

Das hat damit zu tun, dass die Orgel von der Wucht und der Grösse her enormen Eindruck macht. Oder weil die Orgel mit ihren Registern es zulässt, dass man klanglich andere Instrumente imitieren kann. Heute müsste man vielleicht – wenn man ganz böse sein möchte – sagen, dass der Synthesizer der König der Instrumente ist.

Sie sind jetzt seit 20 Jahren in Brunnen als Chor- und Orchesterleiter tätig. War das Karriereplanung? Haben Sie je gedacht, in die Fussstapfen Ihres Vaters zu treten?

Nein, überhaupt nicht. Ich bin nach dem fünfjährigen Studium in Luzern für ein Jahr nach Wien gezogen, um Kapellmeister, also Orchesterdirigent, zu studieren.

Und wieder zurückgekommen?

In Rapperswil war eine fantastische Stelle ausgeschrieben für Orgel, Chor und Laienorchester. Ich habe mich von Wien aus beworben, konnte vordirigieren und habe als junger «Schnuifer» diese Stelle gegen namhafte Mitbewerber erhalten. Dann war ich acht Jahre in Rapperswil.

Und zurück in Innerschwyz?

Auch das war nie geplant. Als mein Vater in Brunnen zurücktreten wollte, sind die Vereine aktiv geworden. Sie haben sich offenbar gesagt, ob man nicht den jungen Albrecht fragen könnte. Mir hat das Angebot zugesagt, weil mein Schwerpunkt sich immer mehr von der Orgel zur Chorleitung und zum Dirigieren wegbewegt hat.

War es ein Vorteil, dass Sie das Umfeld in Brunnen und Schwyz bereits vorher gut gekannt haben?

Das war ein Vorteil. Mir bietet sich heute hier ein irrsinnig fantastisches Arbeitsfeld, auf dem ich mich betätigen kann.

Konnten Sie alles übernehmen?

Nicht ganz. Der Männerchor wird heute anders dirigiert, auch die Schulmusik fällt

nicht in mein Ressort. Dafür habe ich mehr Orgelaufgaben. Alles andere, Singkreis, Chor, Orchester Schwyz-Brunnen, Urschweizer Kammerensemble, das habe ich eins zu eins übernommen.

In der Urschweiz hat die traditionelle Volksmusik eine sehr starke Position. Wie kommt da Klassik an? Ist Schwyz diesbezüglich Provinz?

Wenn ich das Ganze überschau, so ist es nicht so, dass es überall Laienorchester in dieser Qualität wie bei uns gibt. Schon viele Konzertbesucher sind von auswärts nach Brunnen und Schwyz gekommen in der Meinung, hier gebe es nur Steine und Bäume, und waren dann restlos überrascht. Ich will mich nicht selber rühmen, sondern eher meinen Vater. Es ist nicht einzigartig, aber doch hervorragend, was hier geboten wird.

Wie und wo finden Sie die musikalischen Talente, die dafür notwendig sind? Wie erreicht man diese Qualität?

Es ist heute auf alle Fälle schwieriger geworden. Gerade auch im Bereich der Kir-

«Selten rücken gute junge Musiker nach.»

chenmusik. Es ist ja logisch, dass die allgemeinen Probleme der Kirche sich auf einen Kirchenchor auswirken. Wenn sich immer weniger Leute für die Religion interessieren, dann kann man nicht erwarten, dass junge Leute massenweise in einen Kirchenchor strömen.

Wie sieht es im Orchester aus?
Mein Vater oder auch Melk Ulrich haben damals eine Hochblüte der Orchester erlebt. Heute hätten sie die gleichen Probleme wie wir. Auf die Orchester haben die Musikschulen sicher einen positiven Einfluss, was den Nachwuchs angeht. Aber

letztlich ist es doch selten, dass junge Musiker nachrücken, die ein wirklich gutes Niveau aufweisen. Vor etlichen Jahren, teils sogar noch vor Gründung der Musikschulen, waren die jungen Musiker weiter als heute. Das hat aber damit zu tun, dass man sich damals auf eine Sache konzentriert und wenig anderes in der Freizeit gemacht hat. Heute ist das Angebot für die Jugend so gross und breit, dass die Kräfte verzettelt werden.

Bringt die Arbeit mit Jugendorchestern etwas in Sachen Nachwuchs?

Vor einem halben Jahr habe ich das Jugendorchester Schwyz übernommen. Aber nur unter der Bedingung, dass eine regionale Zusammenarbeit zustande kommt. Das ist jetzt angefallen. Ziel wäre ein Jugendorchester Innerschwyz, das von den verschiedenen Musikschulen getragen wird. Man muss zusammenarbeiten, alles andere ist vorbei, weil man sonst kein Orchesterfeeling erreicht.

Es kommt bei Ihnen viel zusammen: das Orchester Schwyz-Brunnen, der Singkreis, das regionale Jugendorchester, das Urschweizer Kammerensemble, die Engadiner Kantorei, eine Professur an der Hochschule Luzern. Ist das nicht zu viel?

Die Belastung ist da, das stimmt. Vor allem bin ich für all das verantwortlich, für die Literatur, die Termine, die Mitwirkenden. Achtzig Prozent der Arbeit ist Organisation. Die Proben und die Auftritte selber sind eher das Dessert.

Bringen Sie das immer gut aneinander vorbei?

Solange ich das selber machen kann, kann ich die Termine bestimmen. Ich bin immer früh dran. Die Orchester zum Beispiel erhalten die wichtigen Termine zwei Jahre im Voraus. Die Konzerte und Reservationen von 2017 und 2018 sind heute schon fixiert. Das funktioniert gut. Im professionellen Bereich wird das durch ein Management erledigt, wer wie ich mit Laien

arbeitet, dann ist der Dirigent auch der Organisator. Wenn ein Dirigent nicht perfekt dirigiert oder alles genau hört, dann merken es die wenigsten. Wenn aber ein Probekolossal nicht reserviert ist oder Termine kollidieren, das merkt jeder.

Sie führen die national bekannte Engadiner Kantorei. Gibt das viel Arbeit?

Das läuft sehr projektorientiert. Die Kantorei ist im Sommer aktiv, mit einer Probe-woche und einer Konzertwoche sowie zwei Wochenenden im Unterland. Das ist machbar und hat sich gut eingespielt.

Sie sind auch an der Hochschule in Luzern engagiert. Seit wann?

Das sind schon 25 Jahre. Ich unterrichte Chorleitung und Dirigieren. Momentan habe ich ein Pensum von etwa 30 bis 40 Prozent.

Sie dürfen sich Professor nennen?

Das hat sich in der Umstrukturierungsphase so ergeben. Weil man eine Hochschule geworden ist, sind wir plötzlich Professoren geworden. Da bilde ich mir aber nicht viel darauf ein.

Was sagen Ihnen eigentlich andere Musikstile?

Ich höre vieles gerne. Zum Beispiel finde ich die moderne Art von Ländlermusik sehr faszinierend. Oder wenn eine Ländlerkapelle an der Chlibi spielt oder ein Jodlerklub singt, stehe ich nicht auf und gebe

«Plötzlich sind wir Professoren geworden.»

raus. Es gibt kaum Musik, mit der ich nichts anfangen kann. Ausser sie ist wahnsinnig laut. Zum Beispiel Guuggenmusik oder Trychler in einem Lokal, das ist unglaublich laut. Wenn ich das Gefühl habe, man müsse die Ohren zuhalten, dann ist es zu viel.

Was ist mit Schlager?

Udo Jürgens habe ich zum Beispiel im Auto sehr gerne gehört. Der konnte wirklich gut singen. Ein guter Test ist es immer, wenn man jemandem das Mikro wegnehmen kann und immer noch was kommt.

Wie ist es mit Rock, Blues, Pop?

Wenn es nicht zu laut ist, ist es okay. Ich kann nicht nachvollziehen, dass Musik körperlich einfahren muss. Musik hören ist etwas, was nicht wehtun darf. Ich lasse also vieles an Musik gelten, aber ich würde nicht allem nachreisen.

Haben Sie einen Lieblingskomponisten?

Meistens ist es immer der, von dem man gerade ein Werk in Arbeit hat. Aber generell ist es schon so, dass Bach und Mozart für mich überragend sind. Auch Beethoven.

Und moderne Klassik?

Die hat es schwierig. Es ist wichtig, dass es sie gibt, denn zu jeder Zeit hat man eigentlich immer nur ausschliesslich zeitgenössische Musik gespielt. Es war alles kanalisiert, bis die Harmonien ausgereizt waren und irgendwie die Decke in diesem System erreicht worden ist. Heute wird Musik aus allen Epochen aufgeführt, es ist alles pluralistisch geworden.

Harmoniemusik hat Sie nie interessiert?

Ich habe damals in der Studentenmusik mitgespielt, Eufonium. Musiklehrer Antonio Caluori hat mir einfach erklärt, ich hätte die idealen Lippen für Tenorhorn, weil ihm eben ein Eufonium-Spieler gefehlt hat. Aber eigentlich bin ich ihm dankbar. Ich habe drei Jahre mitgespielt und bei der Matura sogar im Abschlusskonzert ein Solo gespielt.

Stimmt es, dass viele Musiker Gehörschäden haben?

Nein. Am schwierigsten ist es in der Oper, im Orchestergraben, wo das Klangvolumen nicht weg kann. Auf Konzertpodien besteht die Gefahr von Gehörschäden weniger. Natürlich ist es auf Dauer nicht gut, wenn man direkt vor den Trompeten oder Posaunen sitzt. Darum werden oft Schallschutzwände aufgestellt, und die Musiker tragen angepassten Gehörschutz, welcher die Spitzenfrequenzen bricht.